

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 206.

Montag, 5. September

1927.

(6. Fortsetzung.)

### Das grüne Monofel.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Er sah sie stumm und mit einem Blick an, der Distanzen schuf.

Das brachte sie außer sich.

Eine Erschütterung durchrannte ihren Körper. Scharf gezirkelte Flecke heftiger Röte brannten plötzlich auf ihren Wangen. Ihre Worte klangen überstürzt, überhebt, wie in leuchtendem Ringen:

„Ehe ich Sie jetzt fortschicke, ehe ich Ihnen den Weg freigabe und zuließe, daß Sie wirklich — Glauben Sie denn, ich bin mit fünfundsiebenzig Jahren schon so weit, daß ich mit ansehen könnte, wie ein Mensch aus kalter Überlegung heraus — Ehe ich das gestatte — lieber schrei ich das ganze Haus zusammen und rufe mein Personal und alarmiere die Polizei. Denn dann —“

„Haltung, Gnädigste!“ mahnte er. „Es kompromittiert Sie, wenn Ihre Leute etwas hören.“

„Es kompromittiert mich, daß ich einen Menschen nicht sterben lassen will!“ sie lachte überreizt auf.

„Krank sind Sie, ganz einfach krank! Man muß Sie in ein Sanatorium bringen und Ihre Freunde benachrichtigen und Sie so lange unter Bewachung halten, bis Sie von selbst wieder —“

Da schwankte sie, griff mit den Händen ins Leere. Gerade noch rechtzeitig sprang Henner von Traß zu, um sie aufzufangen. Ein paar Herzschläge lag sie in seinen Armen, selbstvergessen, in süßer Willenlosigkeit. Dann rasselte sie sich auf, entwand sich ihm wieder, war mit wenigen Schritten an der Tür, neben der sich der Emailleknopf der Klingel befand.

„Gehen Sie zu Ihrem Sessel, sonst ist in der nächsten Minute eines der Mädchen hier!“ stammelte sie haltlos. „Unter mir wohnt der Landforstmeister Klehn und über mir der Bankier Hergg. Mein Chauffeur muß auch noch in der Bohnung sein, um mir wegen des Wagens Bericht zu erstatten. Nehmen Sie Ihren Sessel wieder, oder ich tue, was ich Ihnen angedroht habe! Bei der ersten Bewegung, die Sie hier etwa gegen die Tür machen, drücke ich auf die Klingel.“

Wie diese Frau dastand, hatte sie in der sprungbereiten Haltung ihres Leibes etwas von einer Raubkatze, die sich vor dem Abschnellen duckt. Ein Fluidum übersteigerten Temperaments witterte um sie. Ein Ihnen dunkel begehrlischer Lieder, die ihr fieberndes Blut wohl manchmal sang. Jetzt fühlte Henner von Traß die funkenknisternde Suggestion, die allabendlich im Schimmer der Rampenlichter von einer Inez Rionn auf die Hunderte da unten im Zuschauerraum übersprang und zu dieser Nachtstunde fast auch ihm selbst die Nerven rebellierte. Er empfand dumpf und verwirrt: Die junge Diva des Esforial-Theaters — das war jauchzende Daseinsbejahung und heiße Eier nach dem taumeltollen Genuß der Stunde, war unbekümmertes Begehren alles Erreichbaren und fanatisierten Anblicks raffens des Lebens, wo es in wildester Wogenbrandung schlug und orgiastischen Farbenstalen gleistete!

Doch er ließ sich nicht überrumpeln von der supple-riischen Verlogenheit einer kitschisch-schwülen Situation, die vermutlich der Sehnsuchtstraum jedes pflastertretenden Böddians war. Er dachte an die blonde Christa

Barell, die ihn betrogen und verraten hatte und in den Tod jagte — und davor zerstoß der Spul.

Wie ein blaßweißer Strich schimmerte in gelassenem Lächeln die Kette seiner Zähne zwischen den schmalen Lippen.

„Gnädiges Fräulein, die Sachlage ist wirklich nicht dazu angetan, mich zum Harlekin zu machen, wie Sie es jetzt belieben.“

„Zum Harlekin? Ich mache Sie zum Harlekin, wenn ich verhöte, daß Sie einen Wahnsinn begehen?“

„Es ist kein Wahnsinn, sondern die Erfüllung einer Forderung, der ich nicht ausweichen darf.“

„Wer könnte so verbrecherisch sein, Ihnen derartige Forderungen zu stellen?“

„Ich selbst.“

Sie riß die nackten Schultern hoch.

„Oh — nur Sie selbst?! Dann bestehen sie also gar nicht, sondern es hängt lediglich von Ihnen ab, sie einfach als nicht vorhanden zu betrachten.“

„Finden Sie nicht, Gnädigste, daß es für mich blamabel wäre, wenn Sie mich tatsächlich für feige genug hielten, solcher Zweckphilosophie zu folgen?“

Ihre saphirenen Augen sanken zu schmalen, glitzerndem Spalt zusammen.

„Soviel also weiß ich nun von Ihnen, Herr von Traß: daß Sie zu jener Kategorie von Männern gehören, die aus Arroganz und Respekt vor der eigenen Überzeugung eher sich selbst vernichten, als freiwillig einen Schritt zurückweichen!“

Er antwortete nur mit der stummen Andeutung einer Verbeugung.

„Und doch“, ergänzte sie lauernd, „empfinde ich Ihre Haltung als nichts denn eine dekorative Utrappe. Weil sich das Weib in mir vor dem Gedanken entsetzt, daß Sie gleichzeitig mit Ihrem Leben sicherlich auch das irgendeiner Frau vernichtet hätten, die Sie liebt und Ihnen innerlich verfallen sein wird.“

„Verzeihung“, provozierte er, „aber ich bin keine — Indiskretin!“

Sekundenlang hielt sie die Lider gesenkt. Als sie sie wieder hob, irrten tief auf dem Grunde ihrer Augen rätselhaft spielende Lichter. Und zum ersten Male huschte etwas wie Entspannung über die willensgebändigte Straffheit ihrer Züge.

Seltam auch: — die Stimme klang plötzlich anders. Nicht mehr überreizt und angriffsbereit, sondern schwingend in blühendem Timbre und unterm Rhythmus aufzudeckenden heimlichen Triumphes.

„In wenigen Wochen, in ein paar Tagen schon, mein Freund, werden Sie über die desolade Stimmung lächeln, der Sie heute so willenlos erliegen sind.“

„Ich bedaure, Gnädigste, Ihnen eine Enttäuschung bereiten zu müssen. Doch dürfte ich mir kaum den Luxus leisten können, Ihre Prophezeiung abzuwarten.“

„Herr von Traß. Sie sehen, ich stehe noch immer neben der Klingel!“

„Fräulein Rionn?!“

Aber mit fast herrischer Bewegung schüttelte sie das blauschwarze Lockengewirr aus der Stirn.



„Jetzt müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben!“ sagte sie unvermittelt.

Er wiederholte argwöhnisch:

„Mein — Ehrenwort?“

„Dass Sie, solange wir uns kennen, niemals wieder einen Selbstmordversuch unternehmen werden.“

„Dieses Ehrenwort lehne ich ab.“

„Sie werden es mir geben!“

„Nein“, versetzte er schroff.

„Sie werden es mir geben!“

„Niemals, weil die Verhältnisse mich dazu zwingen müssten, es zu brechen.“

„Wenn Sie Ihr Wort einmal verpfändet haben, bleibt es stärker als der stärkste äußere Zwang.“

„Eben deshalb muß ich es verweigern.“

„Dann, Herr von Traß —“

Zwischen seinen Brauen nistete eine scharfe Falte.

„Gnädiges Fräulein“, versetzte er eilig, „was Sie hier mit mir aufführen, ist die raffinierte Trübszene eines obstrukten Bühnenreizers. Ich aber bin ein zu schlechter Schauspieler, um damit durchzuhalten. Außerdem soll man selbst die philanthropischsten Tugenden nicht zu Tode hegen. Ich darf also nochmals bitten, mich jetzt verabschieden zu dürfen.“

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort oder ich führe durch, was ich mir vorgenommen habe! Welch ein Eklat, wenn das ganze Haus zusammenläuft und die Polizei eingreift!“

„Sie sind von Sinnen!“ brauste er auf.

Das brennende Karminrot ihrer üppigen Lippen teilte herausfordernd verzweifelteres Lächeln eines Babanque-Spielers.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen.“

„Dann zwingen Sie mich also, mir mit Gewalt —“

Er trat einen Schritt auf sie zu, um schon in der nächsten Sekunde verstört zurückzuweichen:

Die Klingel gellte auf — schrill, alarmierend.

„Fräulein Rionn?“ knirschte er in rasendem Zorn.

„Herr von Traß — Sie haben noch eine Viertelminute, dann ist das Mädchen hier. Verpfänden Sie mir also Ihr Wort?“

Die Selbstbestimmung über sein Schicksal und alles war verloren, wenn sie ihren hysterischen Plan wahr machte!

Welch eine lärmende Sensation für Berlin, wenn die Polizei ihn heute nacht in Schutzhaft nahm und wegen Landesverrats ihre Hand auf ihn legte! Dann war die allerletzte Chance verpasst, in Ehren ein Ende zu machen!

„Ich —“ murmelte er; versinkend im Chaos fragenhafter Schreckensbilder.

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort?“

Und auch Christa würde dann —

Aber draußen auf der Diele erwachten jetzt schon Schritte!

Wie ein Florettstoß federte es schwirrend herüber:

„Nun, Herr von Traß?“

„Ja!“ sagte er heiser und fast erstickt.

„Dass Sie, solange wir uns kennen, niemals wieder einen Selbstmordversuch unternehmen werden. Darauf verpfänden Sie mir hiermit Ihr Wort?“

Ein Gedanke hegte ihm durch das Hirn. Eine formlose vage Eingebung — ungeheuerlich, wahnsinnig, gespenstisch. Eine schauerlich groteske Phantasterei:

Und doch — eine Revanche für die Niederlage, die er jetzt erlitten.

„Ich verpfände Ihnen hiermit mein Wort. Jedoch nur unter einer einzigen Bedingung.“

Mit einer Handbewegung tat sie das ab.

„Unter jeder Bedingung. Einen Moment bitte.“

Es klopfte.

Auf der Schwelle stand das Hausmädchen.

Die Diva erledigte lässig:

„Ein Versehen, Anna. Es war nichts.“

Reis glitt die Tür wieder ins Schloß. Die Schritte trafen auf der Diele verflüchteten. Doch die beiden Menschen in dem köstlichen Boudoir aus Silber und Rosenholz standen einander stumm gegenüber. Als müßten sie erst neue Kraft sammeln zur letzten Phase ihres erbitterten Duells.

Endlich fragte Inez Rionn:

„Und was haben Sie mir nun zu sagen?“

Der Botschafterat von Traß ließ sie nicht aus den Augen, während er langsam Wort zu Wort fügte:

„Ich habe Ihnen zu sagen, Gnädigste, daß Ihr Triumph nur ein scheinbarer ist. Weil Sie ja mit ihm doch nicht das Motiv aus der Welt schafften, das mir die Pistolet in die Hand drückte. Eben während der letzten Viertelminute, ehe Ihr Mädchen erschien, überkam mich ganz plötzlich die sonderbar instinktive Gewißheit, daß das, was ich schon für morgen früh als unentrinnbar angesehen, doch noch nicht so unmittelbar bevorstehe. Woraus diese sprunghafte Überzeugung resultiert, weiß ich nicht. Jedenfalls war es eine jener Intuitionen, die nie täuschen, wenn ihre Ursprünge auch unergründlich bleiben. Wie ein visionäres Gesicht. Wie eine untrügliche Stimme aus dem Innern. Trotzdem — das Motiv als solches bleibt. Morgen, übermorgen, in Wochenfrist, in Monaten, irgendwann einmal, wenn ich mich auch heute darüber hinwegsetze, wird es wieder vor mir stehen und dann erzwingen, was Sie heute verhinderten.“

„Nein — denn ich habe Ihr Ehrenwort!“

„Doch gab ich es Ihnen nur unter einer einzigen Bedingung, die Sie vorhin nicht hören wollten.“

„So nennen Sie sie jetzt.“

Er sagte klar und hart:

„Meine Bedingung lautet: Kommt die Stunde, wo jenes Motiv wieder vor mich tritt, dann müssen Sie selbst übernehmen, was Sie mich in dieser Nacht nicht tun ließen!“

Schlagartig begriff sie:

„Ich selbst soll —“

„Wenn es so weit ist, daß es tatsächlich nicht weiter geht, daß ich dieses Leben aus innerster Überzeugung nicht länger ertragen kann, daß es nichts mehr gibt, worum es sich für mich lohnt —“

„Dann soll ich —“ flüsterte sie mit überweiten Augen, als starrte sie in einen grausigen Abgrund.

„— dann habe ich das Recht, von Ihnen zu fordern, daß Sie meinem Dasein ein Ende machen.“

Die verkrampften Hände gegen die Brust gepreßt, hauchte sie tonlos:

„Dann soll ich Sie mit meinen —“

„— dann müssen Sie mich mit Ihren eigenen Händen erschießen!“

„Sie sind — irrsinnig!“ schrie sie auf.

„Nein“, sagte er verhalten und unerbittlich, „aber ich bin der Botschafterat von Traß und trage als Vekter des Geschlechts unseren Namen. Das ist ein moralisches Dogma. Das erlegt Verpflichtungen auf, denen man nicht feige ausweicht, um fortan als Gemiedener und Beiseitegeschobener ein Leben im Dunkel zu führen. Die Geschichte des preussischen Staates ist auch die Geschichte der erblichen und freien Herren von Traß. Gemeinsam haben wir uns unter dem schwarzen Adler großgehungen und durch zwei Jahrhunderte unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit getan. Ich aber schütze als Vekter die Reinheit unseres Namens. Und wenn die Stunde kommt, wo man ihn wie einen wertlosen Felsen in den Dreck tritt und auf den Schindanger schmeißt — dann habe ich alle Folgerungen zu ziehen. Hindern Sie mich jedoch daran, so müssen Sie es an meiner Statt übernehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Schreie.

Von Waldemar Kellner.

Hans Hudebein.

Eigentlich hieß er Meier. Wir nannten ihn aber Hans Hudebein. Denn dieser kleine, hagere, obenrein krummbetnigte Binnenländer, den ein groteskes Schicksal an Bord unserer Biermaistbank verschlagen hatte, war ein wackelhafter Unglücksrabe. Vom Seemann keine Spur. In seiner Pudel-mücke, die er unglaublich tief über die Ohren zu ziehen verstand, sah er aus wie der Bedienstete einer Luftschaukel. Stellte er gar in Planung und langen Stiefeln, war die Bogelscheuche fertig. Dabei wollten die Stiefel nie so, wie



die schön gebogenen Beine — Meiers größter Schmerz. Mühsam balancierte er, um eins vor das andere zu setzen.

Allen war er untertan, und das verdankte er seiner Ungeschicklichkeit. Er konnte keinen Besen ergreifen, um das Deck zu kehren, ohne bei nächster Gelegenheit über das nützliche Reinlichkeitsinstrument zu stolpern. Er konnte keine Kompaktgläser pufen, ohne daß er das Puffzeug umgestoßen und womöglich über die zum Trocknen ausliegende Tasse des gefährlichen ersten Steuerannes geschüttet hätte. Pech, Pech, wieder Pech! Und Meier wurde angeschauet und verspottet vom Kapitän, von den Steuerleuten, vom Koch, vom Schmied, vom Zimmermann, vom Segelmacher, von den Matrosen und von seinesgleichen, den Leichtmatrosen.

Vierzehn Monate war er nun an Bord. Aus dem Rechtsanwaltschreiber — so was ähnliches war er in besseren Tagen gewesen — wurde ein verbissener stummer Junge. Wenn er abends einsam an der Reeling stand und wehmütig auf die Unglücksbeine guckte, hat dieser oder jener in seinen Augen wohl eine Träne gesehen. Aber er wischte sie rasch ab. Nur niemanden zeigen, wie es in seinem Innern aussah!

Da heulte eines Tages der Jolly und wandelte die blauen Wogen der Südsee in düstere, schaumgekrönte Wellenberge. Meier torstellte nun wirklich wie Hans Hudebein, der alkoholgefäßtete Rabe. Einen Tag und eine Nacht hatte er in Qualen durchsitten, als bei Morgengrauen die geborgenen Segel wieder gesetzt werden sollten. Meier wurde mit einem anderen Leichtmatrosen auf die Großbramraa geschickt, die Leinwand loszumachen. Wir standen auf dem Hochdeck am Kessel, um die Raa, wenn alles klar war, aufzuhieven.

„All right!“ riefte Meier aus lustiger Höhe. Und wir begannen hinter den Sandspeichen uns Kessel zu marschieren. Langsam hob sich die Raa. Ein paar mal war es bereits rund gegangen. Da konnte sich der Meister, wie man an Bord eines Segelschiffes den Schmied zu nennen pflegt, nicht länger halten. Er stimmte einen „Chanty“ an und sang mit überbrettelbaßbuffostimme:

And I come back to Bom-Bombay!  
Do you come back to Bom-Bombay?  
I am grieving, when you're leaving  
For a town so far away . . .

Trapp, trapp ging's ums Kessel. Und der Chor gröhle. Nein, er wollte, aber er kam nicht dazu. Ein Knall wie ein Pistolenschuß, Prasselnde, in das Tafelwert fallende Stahlbrähte. Die Raa, die schon ein gut Stück hochgehiebt, sauste herab in ihre alte Lage. Die Trosse war gebrochen.

Schrei von oben.

Hastig blickten wir hinauf und sahen gerade noch, wie der zerrissene Stahltrakt den Kameraden Meiers am Kopfe traf. Er taumelte, drohte zu stürzen — 40 Meter hinab.

Aber da packte ihn Meier um die Hüfte, hielt ihn fest, eifern . . .

Im Nu waren einige Mann hinaufgesprungen und befreiten den Kleinen von der bewußtlosen Menschenlast. Dann kam er selbst herab, schreckensbleich und zitternd. Wir waren still. Meier auch. Als ihm aber der Segelmacher die Hand schwer auf die Schulter legte und sagte: „Jung, wat hew id di für Unrecht dhan . . .“, da flossen ihm die Tränen. Er ging ins Logis, wir ließen ihn allein. Später hat er manchen Händedruck gefühlt. Und wehe dem, der ihn noch ein einzimal genedt hätte! Etwa gar wegen der frummen Beine.

### Tiburones!

Im Golf von Kalifornien wimmelt's von Haiischen. Wird einer harpuniert, kommen zehn andere an die Oberfläche. Die Eingeborenen sind merkwürdig sorglos. Und man wird selber sorglos, mit der Zeit. Ein großes Molenviereck bildet den „Hafen“ des berühmten Dysenterienestes Santa Rosalia, durch schmale Öffnung gelangen die Schiffe herein, und es dauert gar nicht lange, da warfen wir die Frage auf: ob man denn in diesem scheinbar doch abgeschlossenen Bassin nicht baden könne? Der braune Lanchenführer bejahte lebhaft. „Date giba's hier nicht — no hay tiburones!“ Also hinein in die laue Flut. Jeden Abend nach 6 Uhr paddelten zwanzig Menschen im Wasser, und in der Tat: ein Hai ward nie gesehen.

Draußen aber, jenseits der Mole, schnitten einige Duzend der unheimlichen dreieckigen Rückenfloßen durch die blaue Fläche des Golfmeeres. Niemand kümmerte sich darum.

Wenn ein Segelschiff fünf Monate ununterbrochen in Fahrt gewesen ist, und die Reise von Hamburg nach Santa Rosalia wird in ungefähr 150 Tagen zurückgelegt, bedarf es einer gewissen Auffrischung. Sobald der geleichterte Schiffsrumpf sich hebt, grün aus dem Wasser emporschwappend, werden Tang und Muscheln abgekratzt, Rost wird geklopft, Rennige darüber gepinselt, und dann kriegt das Ganze einen schönen neuen grauen Farbanstrich. Die Matrosen sitzen außerbords

auf der sogenannten Stelling, einem Brett, dessen Enden in Taushlingen hängen, pinseln und singen, scherzen und schwitzen.

Die beiden Dänen, der scheeläugige Hans und der ewig vergnügte Christian, waren mit Streichen dicht über dem Wasserspiegel beschäftigt. Sie hatten ihre Stelling tief herabgelassen, baumelten mit den nackten Beinen im Salzmeer, fanden das sehr spaßig, beeilten sich deshalb auch nicht. Wir anderen hockten, an die Schiffswand geklebt, etwas höher und lachten ihnen zu.

Es schlug 6 Glasen, 11 Uhr. In einer Stunde Mittag. Der Koch schmornte die Bohnen. Christian, in wonnigem Vorgefühl des Genusses, schnalzte mit der Zunge und begann zu singen: „Jim og jeg var Vønner alle Dage . . .“

Wir ließen uns nicht lange auffordern, schmetterten den Refrain. Aber die Reeling, oben, grinsten die mexikanischen Arbeiter.

Da — Christians Stimme reißt ab, mitten im Gesang. Er schreit, markerschütternd, etumal. Christian stürzt, zwischen Schiffswand und Stelling, ins Meer. Eine Blutwelle geht hoch.

„Tiburones!“ kreischen die Mexikaner. Im Wasser peitscht was. Zwei Rückenfloßen tauchen auf, verschwinden wieder. Ehe Bestimmung unsere Reflexen löst, ist alles vorüber. Das Boot fährt durch lächelnde Bläue. Der Kapitän befiehlt: „Raukommen! Flagge halbmast!“ Der Koch braucht die Bohnen nicht auszuschöpfen.

Gebadet hat niemand mehr.

### Spuk.

Das Kabelgatt ist ein düsteres Loch im Schiff. Durch sämtliche Ladedecks schiebt es tief hinab. Trossen liegen da, Blöcke und Taktien, und auf Seglern hat der Koch ganz unten seinen Kohlenvorrat verstaubt.

Die Kohlen waren fast aufgebraucht. Man schickte uns, den Raum zu reinigen, denn in wenigen Tagen mußten wir den australischen Hafen erreichen, wo es neue gab.

Der Segelmacher, schon jahrelang an Bord, erzählte am Abend, daß es im Kabelgatt nicht ganz geheuer sei. Vorlekte Reise nämlich habe dort der rote Niels Nielsen einen Matrosen erstochen. „Wenn der euch an den Beinen packt, Zungen, betet ein Vater unser“, sagte der Segelmacher.

Mit Öllämpchen, Rostschrapern und Stahlbürsten kletterten wir in das Loch, vier Leichtmatrosen der Backbordwache. Es war uns, ehrlich gestanden, recht gruselig zu Mute, und darum schwatzen wir viel, sangen auch, daß die Schiffswände dröhnten. Die Stunden tropften langsam dahin. Niemals hatten wir so oft nach der Uhr gesehen. Endlich, endlich war es so weit.

Sprung zu der eisernen Leiter. Drei Kerls hampeln wie die Eichhörnchen nach oben.

Aber nur ein Duzend Sprossen.

Wildes Geheul gestt von unten. Morik schreit: „Er hat mich! Er hat mich!“

Starr im Finstern. „Sisse! Sisse! Er hat mich!“

Hinab! Morik am Boden, schlägt mit den Fäusten, brüllt, leucht. Die Öllämpchen flackern. Und da sehen wir, daß sich ein dicker Draht, aus dem Rest des Kohlenhaufens hervorsprossend, in seinem Hosenbein verfangen hat, ihn festhält. Beruhigen nützte nichts. Der Schreck hatte dem Ärmsten den Verstand genommen. Einer holte Leute von Deck, der Tobende mußte mit Stricken hochgezogen werden, wir mußten ihn anbinden und lieferten ihn wenige Tage später im Hospital von Newcastle ab. Er hat sich erholt, wenngleich er nicht an Bord zurückkam.

Der Segelmacher aber schwor, nie wieder eine Spukgeschichte zu erzählen. Ob er den Schwur gehalten hat — ich bezweifle es. Denn er glaubte trotz allem festest an den Geistergriff des erstochenen Matrosen.

## Ein Kampf mit dem Orang-Utan

(Jagderlebnis auf Sumatra.)

Von Hans Roessing.

Auf meiner Reise, die mich vom Süden, von Java aus, quer durch Sumatra geführt hat, kam ich gegen Mittag in Kuala Simpang im Norden der gewaltigen Insel an. Ich fand den Kampong (Dorf) in höchster Erregung. Wiederholt schlug das Wort „Mawas Kuda“ an mein Ohr. Als ich mich eben nach dessen Sinn erkundigen wollte, bemerkte ich unter den aufgeregten Eingeborenen zwei Europäer. Sie hatten mich bereits entdeckt und kamen lächelnd auf mich zu. Es waren zwei Tigerfänger, die im Dienste der Amsterdamer Firma Pering, des holländischen Hagenbed, standen und damals in Nordsumatra jagten.

„Ein glücklicher Zufall“, sagte ich, nachdem wir uns gegenseitig bekannt gemacht hatten, „von dem Sie mich



hoffentlich profitieren lassen! Was reden die Leute von „Mawas Kuda“?

Van G., von dem ich später erfuhr, daß er einer der bekanntesten Tigerjäger der Sunda-Inseln ist, gab Auskunft. Es galt einer Jagd auf einen Orang-Utan, den Waldmenschen, den „Mawas Kuda“ der Malaien, der jedoch nicht getötet, sondern lebend eingefangen werden sollte.

In wochenlangem Aufenthalt hatten Herr van G. und sein Gefährte mit Hilfe der Eingeborenen die vorbereitenden Vorarbeiten vorgenommen und die Gelegenheiten ausgenutzt. Es war festgestellt worden, daß ein riesiger Orang-Utan zu bestimmten Zeiten einen schmalen, zwischen zwei Rampongs gelegenen Urwaldstreifen als Zugangsweg zu einer benachbarten Pflanzung benutzte, wo er sich an Früchten gütlich tat. Dieser alte Bursche sollte lebend eingefangen werden.

Die Aussicht auf ein interessantes Jagdabenteuer ließ mich alle Müdigkeit vergessen. Der Holländer hatte gegen gute Entschädigung und gegen gute Worte ein Dutzend Rampongleute zusammengetrommelt, die sich für tapfer genug hielten, im Verein mit den Weissen den „Mawas Kuda“ zu fangen. Der Plan war, heute nachmittags mit allen Kräften das schmale Urwaldstück wegschlagen zu lassen und dann dem Tier im Hinterhalt aufzulauern.

Ich schloß mich, der Einladung folgend, den beiden Jägern und den wartenden Eingeborenen an. Aber auf eigene Rechnung und Gefahr, dachte der Tropenjäger, dessen gefährliches Handwerk eine breite Narbe unter dem rechten Auge demonstrierte.

Meine Jagdlust war viel zu stark, als daß mich der Gedanke an Gefahr hätte abschrecken können. Wohl aber habe ich damals sowohl wie später lebhaft über die Gründe nachgedacht, die viele Menschen veranlassen, die Jagd auf Affen, d. h. auf die gewaltigen Anthropoiden Indonesiens und Afrikas, für weniger gefährlich zu halten als Löwen- und Tigerjagden. Ich glaube, hier spricht, in völliger Verkennung der unglaublichen Wildheit des Orang-Utans, ein vages Gefühl menschlicher Verwandtschaft mit, das uns die Vorstellung geringer Gefährlichkeit zu suggerieren versteht.

Unter solchen und ähnlichen Gedanken und Gesprächen wurde das Waldstück abgeholt. Gegen Abend waren die Leute fertig. Wo heute mittags noch dichter Urwald stand, bot sich jetzt dem Auge flaches, abgeholztes Terrain in einiger Ausdehnung dar. Hier sollte der Herr der Wälder plötzlich überfallen werden. Zu diesem Zweck legte van G. seine Leute halbkreisförmig, in Löchern verborgen, in den Hinterhalt. Er selbst lag in der Front des Halbkreises, der nach der Seite hin, von welcher der Affe erwartet wurde, geöffnet war; neben ihm lagen zwei besonders gewandte und mutige Eingeborene mit einem eisenstarken Netz. Der Assistent, ein noch junger, aber sehr beherzter Jäger, lag zwischen den Leuten auf dem einen, ich auf dem anderen Flügel der „Schlachordnung“. Wir sollten im Notfall mit der Schusswaffe eingreifen, ohne uns am Gang direkt zu beteiligen.

Ein nervenerregendes zweistündiges Warten erfolgte. Schon fürchteten wir, die kurze, schnell intensiv werdende Aquatorwärmerung Sumatras würde uns überfallen, als der Vielerwartete plötzlich, wohl den meisten von uns und auch mir in diesem Augenblick völlig überraschend, aus dem Walddickicht brach. Der Orang-Utan, ein seltenes grobes Exemplar, stand einem Augenblick, angesichts des veränderten Terrains, nachdenklich still, um dann aber sofort in außerordentlich raschem Tempo seinen Weg fortzusetzen und geradezu in unsere Halbkreislinie hineinzurollen. Das alles spielte sich so schnell ab, daß das Tier — infolge der Erschlaffung unserer Aufmerksamkeit durch das lange Warten — beinahe den ihm gelegten Hinterhalt überannt hätte. In diesem Moment, eigentlich dem günstigsten für eine solche Fangaad, da er das Entweichen nach rückwärts verhinderte, sprangen die Eingeborenen unter betäubendem Lärm aus ihren Löchern heraus.

Durch den plötzlichen Angriff für einige Sekunden völlig verwirrt, verfehlte der Affe den richtigen Moment zu einem gefährlichen Gegenangriff. Mit anerkennenswerter Gewandtheit hielten ihn die zwölf Jäger mit ihren langen Holzgabeln in Schach. Sie drückten ihn zu Boden, worauf die beiden Netziäger ihn das Netz überwarfen, in dessen Maschen sich der Waldmensch je länger je fester verstrickte.

Viele Jagdemotionen haben mich auf meinen Reisen durchdrückt, aber kaum eine ist mir so nachhaltig in Herz und Hirn haften geblieben, als die kraftvolle Gegenwehr des aus der ersten Überraschung zu wilderster Wut erwachten Menschenaffen. Unglaublich ist die Stärke der eisenharten Brust und des gewaltigen Gebisses eines solchen ausgewachsenen Orang-Utans. Drohend reckt sich der furchterregende Satorkopf unter dumpfem Grollen aus dem mottigen, mattroten Fell; aus den kleinen, unter dem hochgewölbten, buschigen Brauen fast verschwindenden Augen

schließen flackernde Blitze voll ungeahnter, faszinierender Wildheit — ein Anblick, der geeignet ist, auch einem unerschrockenen Gegner das Herz erbeben zu machen.

Hier aber hatte das Jagdalld zu unseren Gunsten entschieden. Es glückte unter Inachnahme äußerster Vorsicht, das Tier mit Striden zu fesseln und sicher in einen geräumigen Tigerkäfig zu bringen. Im Handumdrehen wukte sich hier der „Mawas Kuda“, laut applaudiert von Weissen und Farbigen, wie ein staunenerregender Entfesselungskünstler aus seinen Striden und Netzmaschen zu befreien. Wiederum stand er frei und seiner Bande ledig da, aber diesmal hinter den Gitterstäben des Käfigs, der den Herrn der Wälder einer der Metropolen der Erde als Prunkstück ihres Zoo zuführen sollte.

Es war die interessanteste Jagd, die ich je erlebte, und die Freude über ihr Gelingen war groß, zumal niemand bei dem Überfall auch nur verletzt wurde. Lange aber wurde ich ein Gefühl heimlicher Scheu nicht los bei der Erinnerung an den Kampf mit diesem Orang-Utan, über den zwölf Malaien und drei „Orang-Bandas“ wie die Hunde herfallen mußten, um ihn zu übermächtigen.

## Welt u. Wissen

\* Wo es noch Sklaven gibt. Daß Sklaverei noch innerhalb des Britischen Reiches gesetzlich anerkannt ist, stellen wieder einmal englische Blätter mit Verwunderung fest. Der oberste Gerichtshof des Protektorats von Sierra Leone hatte nämlich darüber zu entscheiden, ob die Eigentümer von zwei Sklaven, die geflohen waren, das Recht besitzen, sie mit Gewalt wieder zurückzuholen. Die Sklavenshalter waren wegen Freiheitsberaubung angeklagt worden. Das Obergericht aber stellte fest, daß sie durchaus rechtmäßig gehandelt hatten, denn die Sklaverei besteht seit langem in dem Protektorat und ist trotz verschiedener Anträge bei der gegenwärtigen Körpererschaft von Sierra Leone noch nicht abgeschafft worden. Der Völkerbund hat eine eigene Sklavereikommission eingesetzt, um dieses „Verbrechen gegen die menschliche Rasse“, wie es Lord Cecil genannt hat, zu bekämpfen, und ein kürzlich herausgegebener Bericht dieser Kommission zeigt, daß noch in mehr als 20 Ländern Sklaverei besteht und der Sklavenhandel im Schwange ist. In Afrika und Asien allein gibt es mindestens noch 4 Millionen Sklaven. In Abessinien mindestens 2 Millionen. Man hat Beweise dafür gesammelt, daß viele Tausende der abessinischen Sklaven furchtbaren Grausamkeiten ausgesetzt sind. Auf das Drängen des Völkerbundes hin hat man verschiedentlich energische Schritte zur Abschaffung der Sklaverei unternommen. Die Britische Regierung hat in einigen Gebieten ihrer Einflusssphäre bereits Erfolge erzielt. Im ganzen sind auf ihre Bemühungen hin seit Beendigung des Krieges 250 000 Sklaven in Freiheit gesetzt worden. So ist die Sklaverei im Tanganika-Gebiet, die vor dem Kriege noch blühte, jetzt vollständig abgeschafft. In Nepal hat der Maharadscha die Befreiung von 53 000 Sklaven durchgeführt, und in Birma hat eine englische Kommission die Freilassung von 5000 Sklaven mit einem Kostenaufwand von nur 15 000 Pfund durchgesetzt; allerdings mußten dabei einige Beamte ihr Leben lassen, da sie bei den wilden Bergvölkern auf großen Widerstand stießen. Nächste Abessinien gibt es noch die meisten Sklaven in China. Die Chinesen gehören zwar dem Völkerbund an und haben auch die Antisklaverei-Konvention des Völkerbundes unterzeichnet; sie müssen daher im September jedes Jahres über die Fortschritte berichten, die die Sklavenbefreiung bei ihnen gemacht hat. Aber infolge der politischen Wirren machen die Bestrebungen nur geringe Fortschritte. Der Handel mit Sklavenkindern wird im „Sinnlichen Reich“ noch immer im Großen betrieben. Ein guter Kenner der Verhältnisse, der englische Missionar Coates, der seit 20 Jahren in China und Tibet lebt, glaubt bei niedriger Schätzung, daß es mindestens 2 Millionen solcher Sklaven im Kindesalter gibt, und die Lage wird nicht dadurch gebessert, daß in manchen Provinzen Chinas die Sklavenkinder jetzt als „adoptierte Kinder“ bezeichnet werden, tatsächlich aber in der schmachvollen Knechtschaft bleiben. In Abessinien hat sich die Lage eher verschlechtert als verbessert, denn es wird berichtet, daß der Regent den Vorschlag gemacht habe, Sklaven an amerikanische Pflanzern zu verpachten; der Arbeitslohn der verpachteten Sklaven soll dann zur Abfindung ihrer Eigentümer benutzt werden, so daß nach Ablauf von 5 Jahren die Freilassung erfolgen kann. Jedenfalls wird es noch großer Anstrengungen bedürfen, um diesen „Schandfleck im Buch der Menschheit“ völlig zu beseitigen.